

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 8 (1904-1905)
Heft: 7

Artikel: Zwei Geschichten von Guy de Maupassant
Autor: Maupassant, Guy de
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664417>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Interessen, nicht durch Theorien und Dogmen, werden die Völker und wird die Welt zusammengehalten.

Das ist denn so etwas wie Liebe, und diese ist ja imstande, Berge zu versetzen, oder vielmehr, so seltsam es klingen mag, sie setzt sich über Berge hinweg, indem sie unten durchfährt.

Zwanzig Minuten talaufwärts vom Flecken Brig im Rhonetal, der am nördlichen Ausgangspunkt des Simplonpasses liegt, beginnt der Tunnel (vergleiche unser Bild), um den Berg auf italienischem Boden, bei dem Dörfchen Tselle, zu verlassen, von wo der Bahndamm wegen des starken Talgefälles in gewaltigen Ausweichkurven nach Domo D'Ossala herniedersteigt.

Zwei Geschichten von Guy de Maupassant.

Liebe.

Aus dem Tagebuch eines Jägers.

Zuerst tötete er sie, dann sich, also liebte er sie. Das lese ich unschwer aus dem Liebesdrama heraus, welches die heutige Zeitung unter der Rubrik „Verschiedenes“ ausführlich schildert. Der Er und die Sie kümmern mich weiter nicht. Allein der Fall interessiert mich, nicht weil mich ihre Liebe röhrt oder überrascht oder mir zu denken gibt, sondern weil sie die Erinnerung an ein Erlebnis aus meiner Jugend wachruft, eine Jagdepisode ganz ungewöhnlicher Art, wo mir die Liebe erschien, wie den ersten Christen Kreuze am Himmel.

Ich bin mit allen Instinkten und Anlagen des Naturmenschen, nur gemildert durch die Einsicht und das Gefühlsleben der modernen Kultur, zur Welt gekommen. Leidenschaftlicher Jäger, — und doch machen mir das blutende Tier, das blutige Gefieder, meine blutigen Hände das Herz zusammenkrampfen, daß mir dabei schwach wird.

Im Spätherbst jenes Jahres war ganz unvermittelt Frostwetter eingetreten, und einer meiner Vettern, Karl de Rauville, schickte zu mir, bei Tagesanbruch Enten auf dem Moore mit ihm zu schießen.

Karl, ein lustiger Kumpel, Vierziger, rothaarig, baumstark, mit üppigem Bartwuchs, Landjunker, etwas ungeschliffen, aber liebenswürdig und mit jenem Mutterwitz begabt, der auch Mittelmäßigkeit angenehm macht, bewohnte ein schloßähnliches Gut, das in einer breiten Niederung lag, durch welche ein Fluß dahinzog.

Die Anhöhen rechts und links waren mit Wald bestanden, alter, herrschaftlicher Besitz, der noch prachtvolle Baumriesen aufzuweisen hatte und wo man das seltenste Federvieh dieses ganzen Landstriches antreffen konnte. Manchmal gab's Gabelweihe zu schießen, und die Zugvögel, solche, die beinahe nie unsere viel zu geräuschvollen Gegenden berührten, ließen sich fast ausnahmslos in diesen tausendjährigen Wipfeln nieder, als ob sie hier ein Restchen Wald aus den alten Zeiten

erkannt oder wiedergefunden, das stehen geblieben, um ihnen auf ihrer kurzen, nächstlichen Rast als Unterschlupf zu dienen.

Im Tal war üppiges Grasland, von Wassergräben durchzogen und durch Hecken getrennt; bis weit hin zum Fluss kanalisiert, breitete sich ein weites Sumpfgebiet aus, das herrlichste Jagdrevier, das ich je gesehen, die Sorge meines Vetzters, der es hegte und pflegte wie einen Park. In dem hohen Schilf, der wie ein wogendes, rauschendes Meer den Sumpf bedeckte, ihm Leben verlieh, waren schmale Pfade gezogen, auf denen die flachen, mittelst Stangen zu lenkenden Kähne an dem Röhricht vorbei, stumm über die ruhende Fläche glitten, die flinken Fische zwischen die dichten Grashügel jagten und die Wasserhühner mit ihrem schwarzen spitzen Kopf eiligst untertauchen machten.

Ich bin allem, was Wasser heißt, mit maßloser Leidenschaft zugetan; dem Meere, obwohl zu groß, zu ruhelos, zu unnahbar; den Flüssen und Bächen, die so hübsch sind, aber wandern und wandern, und enteilen; den Sümpfen namentlich, in denen das unbekannte Leben alles Wassergeiers pulsirt. Der Sumpf, er bildet eine Welt für sich, die ihr eigenes Dasein führt mit ihren seßhaften Bewohnern, mit Gästen, die kommen und gehen, die vor allem einen ureigensten geheimnisvollen Zauber besitzt.

Nichts gibt dieses seltsame, unsichere, hange Gefühl, wie manchmal das Moor es bei beschaulichen Menschen verursacht. Weshalb diese Angst, die über einer solchen mit Wasser bedeckten Niederung schwiebt? Ist es das heimliche Rauschen des Schilfes, sind es die tanzenden Irrlichter, ist es das tiefe Schweigen, das über ihr ruht in stillen Nächten, oder der gespenstische Schleier, der gleich einem Totengewand über ihr liegt, ist es vielleicht das leise Plätschern, unmerklich beinahe und doch oft schreckhafter, als das Krachen der Geschütze oder das Rollen des Donners, was den Sumpf einem Traumland ähnlich macht, das fremde, unheimliche Gefahren birgt? Nein, etwas anderes entsteigt ihm; ein anderes Geheimnis, viel unergründlicher, viel ernster, schwiebt über den dichten Nebelmassen, wohl das Geheimnis der Schöpfung selbst; denn war's nicht über den stillen, ruhenden Wassern, in der dumpfen, feuchten, in Sonnenglut brütenden Erde, wo der erste Keim sich regte, das erste Leben dem Tageslicht entgegenstrebte?

Ich kam abends bei meinem Vetter an. Alles war Stein und Bein gefroren.

Während der Mahlzeit in dem großen Speisesaal, dessen Schränke, Wände samt der Decke mit ausgestopften Vögeln ausstaffiert waren, mit Sperbern, Reihern, Eulen, Nachschwalben, Gabelweihen, Falken, Geiern, die einen mit ausgespreizten Flügeln, die andern auf Nesten ruhend, setzte mir Karl, der in seiner Jacke aus Seehundsfell selber wie eine seltene Jagdbeute aus nordischen Regionen aussah, auseinander, welche Anordnungen er für diese Nacht getroffen.

Gegen ein halb drei Uhr sollte aufgebrochen werden, um gegen ein halb vier auf dem Platz, den man für den Anstand ausgesucht, anzukommen. Dort hatte man eine Hütte aus Eisblöcken errichtet zum Schutz gegen den schauerlichen

Wind, der sich bei Tagesanbruch erhebt, jenen eisigen Wind, der gleich einer Säge in die Haut eindringt, wie mit Messern in das Fleisch einschneidet, wie spitze Nadeln sich einbohrt, wie mit glühenden Zangen zwickt und heiß wie Feuer brennt.

„Solch einen Frost hab' ich noch nie erlebt.“ sagte mein Vetter, sich eifrig die Hände reibend, „heute abend um sechs hatten wir schon 12 Grad unter Null.“

Nach dem Essen warf ich mich sofort aufs Bett und schlief ein, beim flackernden Scheine eines hellen Feuers, das im Kamin brannte.

Punkt drei Uhr wurde ich geweckt. Nun warf auch ich einen Schafpelz über und suchte meinen Vetter auf, der in einem Bärenfell steckte. Nachdem wir zwei Tassen heißen Kaffee, hinterher noch zwei Gläser fine Champagne hinuntergegossen, ging es fort, von einem Jagdgehilfen und unseren Hunden, Plougeon und Pierrot, begleitet. Gleich nach den ersten Schritten draußen fühlte ich mich schon bis ins Mark durchgefroren. Es war eine jener Nächte, in welchen die Erde vor Kälte erstarrt zu sein scheint. Die Luft wird zu Eis, zu einer zähen greifbaren Masse, so schmerhaft wird die Berührung mit ihr, kein Hauch der sie bewegte, sie ist steif, regungslos! sie beißt sich fest an den Bäumen, an den Pflanzen, an den Insekten, den kleinen Vögeln sogar, die von den Zweigen auf den harten Boden fallen und hart werden, wie er selber von der eisigen Umarmung.

Der Mond, im letzten Viertel, ganz schief und ganz blaß, schwieb müde und matt am Firmament, so schwach, als könne er nicht mehr weiter, als müsse er da oben bleiben, gelähmt, festgebannt auch er durch die Strenge des Himmels. Er sandte ein frostiges, trübes Licht zur Erde hinab, jenen fahlen, düstern Schein, mit dem er jeden Monat von uns scheidet.

Karl und ich schritten, die Hände in den Taschen, die Flinten unterm Arm, ganz zusammengeduckt, nebeneinander her. Unsere Schuhe, die wir mit wollenen Lappen umwickelt hatten, um auf dem gefrorenen Fluß nicht auszugleiten, verursachten kein Geräusch, und ich starrte auf den weißen Hauch, den der Atem unserer Hunde um sich breitete. Wir langten bald am Rande des Moores an und lenkten in eine der dünnen Schilfalleen ein, die sich in dem niedrigen Walde dahinstreckte.

Unsere Ellbogen streiften leise die langen, bandförmigen Blätter, und wie noch nie beschlich mich jenes eigentümliche, übermächtige Gefühl, das ein Sumpf in mir wachruft. Dieser hier war tot, erstarrt vor Kälte, denn wir marschierten darüber hin, mitten durch sein raschelndes Binsenvolk.

Bei einer Biegung des Weges hatten wir plötzlich die Eishütte vor uns, die zu unserem Schutz erbaut worden war. Ich ging hinein und da wir noch mehr als eine Stunde zu warten hatten, ehe die Wandervögel erwachten, rollte ich mich in meine Decke und versuchte warm zu werden. Ich lag auf dem Rücken und sah nach dem Mond, der zwischen den halb durchsichtigen Wänden

unseres Polargebäudes hindurch eine viergehörnte Mizgestalt angenommen. Doch die Kälte, die von oben, von unten, von allen Seiten eindrang, durchschauerte mich bald derart, daß ich zu husten anfing.

Mein Vetter wurde ängstlich.

„Viel mag beim Schießen heute nicht herauschauen,“ meinte er, „aber erkälten sollst du dich doch nicht, wir wollen Feuer machen.“ Er gab dem Burschen Befehl, Schilf zu schneiden. Man schichtete einen Haufen davon übereinander in der Mitte unserer Hütte, die oben eine Öffnung hatte, um den Rauch herauszulassen, und als die rote Flamme den Kristallwänden entlang emporstieg, fingen diese langsam an zu schmelzen, ganz wenig nur, als ob die eisigen Blöcke schwitzten.

„Komm, sieh' mal!“ rief Karl, der draußen geblieben. Ich ging hinaus und stand starr vor Überraschung. Unsere Hütte nahm sich aus wie ein riesiger, inwendig brennender Diamant, den jemand plötzlich auf die gefrorene Fläche geschoben. Und drinnen erblickte man zwei spukhafte Gestalten, unsere Hunde die sich am Feuer wärmtten.

Doch ein seltsamer, suchender Schrei ließ sich über unseren Köpfen vernehmen.

Nichts berührt mich so eigen, wie dieser erste Ton erwachenden Lebens, von dem man nichts sieht, und das doch im Dunkeln, hoch oben, mit Windeseile durch die Lüfte streift, noch ehe der Wintermorgen heraufdämmert. Mir ist es, als sei dieser flüchtige Schrei, den die Schwingen des Tieres mit sich forttragen, ein Seufzer, der dem Herzen der Erde entsteigt.

„Löscht das Feuer!“, sagte Karl. „Der Tag ist da.“

Und wirklich, der Himmel fing an sich zu lichten, da und dort strich ein flug Enten gleich dunkeln, rasch entschwindenden Punkten am Firmament dahin.

Ein Blitz flammte in der Nacht auf — Karl hatte eben geschossen. Die Hunde stoben davon.

Nun legten wir an, bald er, bald ich, sobald über dem Röhrricht der Schatten einer auffliegenden Schar in die Höhe stieg. Und Pierrot und Plougeon brachten uns leuchend und wedelnd die blutenden Tiere daher, deren Auge uns manchmal noch anblickte.

Der Tag war angebrochen, ein heller klarer Tag, im Hintergrunde tauchte die Sonne auf und wir dachten ans Heimgehen, als zwei Vögel mit langestrecktem Halse und straffen Schwingen plötzlich über uns wegstrichen. Ich schoß. Einer fiel herunter, mir beinahe vor die Füße. Es war eine Krikente mit silbern schimmerndem Bauch. Da ertönte über mir ein Schrei, ein Vogelschrei. Ein kurzer, kläglicher, herzzereißender Ton — das Tier, das kleine, das verschont geblieben, begann in dem blauen Aether zu kreisen, gerade über uns, auf die tote Gefährtin, die ich in der Hand hielt, niederblickend.

Karl kniete am Boden, die Flinten an der Schulter und wartete glühenden Auges, bis sie näher kam.

„Du hast das Weibchen getroffen,“ sagte er, „das Männchen entgeht uns nicht.“

Nein, es entging uns nicht, es kreiste immer noch flagend um uns herum. Noch selten hatte mich ein Schmerzenslaut so tief ergriffen, wie dieses verzweifelte Rufen, dieses jämmerliche Schreien des armen Tieres, wie verloren da oben in dem endlosen Raum.

Manchmal scheuchte es der drohend nach ihm gerichtete Lauf der Flinte von dannen, es schien, als wolle es seinen Flug weiternehmen, allein, durch die Wolken dahin. Aber es konnte es nicht über sich bringen, es kehrte bald wieder, um sein Weibchen zu suchen.

„Leg es hin,“ sagte Karl, „dann wird es gleich herankommen.“

Es kam wirklich, der Gefahr nicht achtend, das betörte Tier, betört durch seine Liebe für das andere, das ich getötet.

Karl drückte ab; es war, wie wenn ein Faden, der den Vogel festgehalten, entzweigeschnitten worden wäre. Ich sah etwas fallen, etwas Schwarzes, hörte es knacken im Schilf, und Pierrot appoirtierte.

Ich legte sie, schon erkaltet, nebeneinander in die gleiche Jagdtasche — und reiste noch am selben Tage nach Paris zurück.

* * *

Die Stuhlflechterin.

Eben war das Diner, welches zur Eröffnung einer Jagd beim Marquis von Bertrans gegeben wurde, zu Ende. Einige Jäger, mehrere junge Frauen und der Hausarzt saßen um den großen hellerleuchteten, mit Früchten und Blumen bedeckten Tisch.

Man sprach gerade von der Liebe, und es erhob sich ein großer Streit, ob sich wohl feststellen ließe, daß man nur einmal oder mehrere Male wahrhaft lieben könnte. Man berief sich bald auf Beispiele von Leuten, die nur ein einziges Mal ernst geliebt hatten; bald nannte man wieder andere Beispiele, wonach Leute öfter von leidenschaftlicher Liebe besangen waren. Die Männer vertraten im allgemeinen die Meinung, daß die Leidenschaft ebenso wie eine Krankheit mehrere Male dieselbe Person befallen, ja daß sie auch dann tödlich wirken könnte, wenn sich irgend ein Hindernis als unüberwindbar erwiese. Obwohl diese Ansicht eigentlich nicht zu bestreiten war, verharrten dennoch die Frauen bei ihrer Behauptung, die sich nicht sowohl auf Beobachtung als auf die schwärmerische Voraussetzung stützte, daß die Liebe, die wahre und große Liebe, nur einmal einen Sterblichen beherrschen könnte, daß diese Liebe wie ein Blitz einschläge, und daß ein Herz, das sie getroffen hätte, durch sie so erschöpft und verödet wäre, daß kein zweites gewaltiges Gefühl, ja daß nicht einmal ein Traum in ihm neu auftreten könnte.

Der Marquis, der selbst viel geliebt hatte, bekämpfte lebhaft diesen Glauben.

„Ich aber versichre Ihnen, daß man mehrere Male mit ganzer Kraft und voller Seele lieben kann. Sie nennen mir Leute, die sich selbst getötet haben, zum Beweise, daß die Leidenschaft ein zweites Mal unmöglich sei. Ich will Ihnen aber darauf antworten, daß sie wieder geheilt worden wären, wenn sie nicht die

Albernheit begangen hätten, sich selbst umzubringen, wodurch ihnen jede Möglichkeit eines Rückfalles genommen war; sie hätten immer wieder angefangen, und immer wieder, bis zu ihrem natürlichen Tode. Es ist mit den Liebenden, wie mit den Trinkern. Wer einmal getrunken hat, trinkt wieder — und wer geliebt hat, liebt wieder. Es ist einfach eine Sache des Temperaments".

Man rief den alten Doktor, einen Pariser Arzt, der sich aufs Land zurückgezogen hatte, zum Schiedsrichter auf und bat ihn, seine Ansicht zu äußern.

„Wie der Marquis gesagt hat, es ist eine Sache des Temperaments. Ich freilich habe eine Leidenschaft gekannt, die fünfundzwanzig Jahre ohne Unterbrechung dauerte, und die erst mit dem Tode endigte".

Die Frau Marquis schlug die Hände zusammen.

„Ach, wie reizend! Welch ein Traum, so geliebt zu werden! Welch ein Glück, fünfundzwanzig Jahre lang von dieser leidenschaftlichen und tiefen Liebe beherrscht zu werden! Wie glücklich mußte der sein, wie mußte der sein Leben segnen, den man so anbetete!"

Der Arzt lächelte.

„In der Tat, gnädige Frau, Sie täuschen sich darin nicht, daß ein Mann das Wesen war, das geliebt wurde. Sie kennen ihn, es ist Herr Chouquet, der Apotheker des Ortes. Auch das Weib haben Sie gekannt, es ist die alte Stuhlflechterin, die alle Jahre aufs Schloß kam. Aber ich will deutlicher werden".

Die Begeisterung der Damen hatte sich gelegt, und ihre verächtliche Miene sagte: „Pah!" Als ob die Liebe nur vornehme und feine Naturen ergreifen dürfte und als ob nur diese Liebe des Interesses wert sei.

Der Arzt fuhr fort:

„Ich wurde vor etwa drei Monaten an das Sterbebett dieser alten Frau gerufen. Sie war tagsvorher in dem Wagen angekommen, in dem sie wohnte, und welcher von einer alten Mähre gezogen wurde. Dem Wagen folgten stets zwei große schwarze Hunde, welche ihre Freunde und Hüter waren. Der Priester war schon erschienen. Sie machte uns zu ihren Testamentsvollstreckern, und um uns den Sinn ihres letzten Willens zu erklären, erzählte sie uns ihr ganzes Leben. Auf die Einzelheiten besinne ich mich nicht mehr genau.

Ihr Vater und ihre Mutter waren gleichfalls Stuhlflechter. Sie hat nie- mals eine feste Wohnung gehabt. Als ganz kleines Mädchen lief sie verlumpt, elend und schmutzig herum. Man hielt sich an den Grenzen der Dörfer längs den Gräben auf; man spannte aus; das Pferd graste; der Hund schlief, die Schnauze auf den Pfoten; und die Kleine wälzte sich auf dem Grase herum, während der Vater und die Mutter im Schatten der Ulmen am Wege die alten Hütten der Gemeinde betrachteten. Sie sprachen kaum miteinander bei diesem flüchtigen Aufenthalt. Nach einigen notgedrungenen Worten, um zu entscheiden, wer in die Häuser gehen und das alte bekannte: „der Stuhlflechter!" ausrufen sollte, setzte man sich dicht zusammen, um das Stroh zu flechten. Wenn das Kind zu weit lief oder mit einem Dorfjungen zusammen zu kommen versuchte, erschallte

die wütende Stimme des Vaters: „Willst du wohl zurückkommen, du Balg!“ Das waren die einzigen zärtlichen Worte, die sie zu hören bekam.

Als sie größer wurde, machte sie an den einzelnen Orten verschiedene Bekanntschaften mit den Straßenjungen; aber jetzt waren es die Eltern ihrer neuen Freunde, welche die Kinder wütend zurückriefen: „Willst du wohl herkommen, du Schlingel! Daß ich dich nicht mit diesem barfüßigen Bettelding zusammen sehe! . . .“

Oft warfen sie die Jungen mit Steinen. Damen, die ihr einige Sous gegeben hatten, sah sie traurig an.

Eines Tages — sie war damals elf Jahre alt — traf sie, als sie durch diese Gegend kam, hinter dem Kirchhof den kleinen Chouquet, der weinte, weil ein Spieltkamerad ihm zwei Sous gestohlen hatte. Die Tränen eines kleinen Bürgerjungen, eines jener Kleinen, die sie mit der dummen Einfalt einer Enterbten sich immer zufrieden und fröhlich vorstellte, erschütterten sie. Sie näherte sich ihm und als sie die Ursache seines Kummers erfuhr, schüttelte sie alle ihre Ersparnisse in seine Hände, ganze sieben Sous. Und die gab sie ihm, während sie seine Tränen trocknete. Dann hatte sie in ihrer kindischen Freude die Kühnheit, ihn zu küssen. Da er aufmerksam sein Geld betrachtete, ließ er es geschehen. Und als sie sah, daß sie weder zurückgestoßen noch geschlagen wurde, schloß sie ihn auf einmal ganz in die Arme. Dann machte sie sich davon.

Was ging in dem elenden Geschöpf vor? Hatte sie sich mit diesem Buben verbunden gefühlt, weil sie ihm ihre Bettelgroschen geopfert, oder weil sie ihm ihren ersten Kuß gegeben hatte? Das Geheimnis bleibt immer dasselbe für die Kleinen wie für die Großen.

Monatelang träumte sie von diesem Kirchhofswinkel und diesem Jungen. In der Voraussicht, ihn wiederzusehen, bestahl sie ihre Eltern, stibitzte sie hie und da einen Sou, beim Flechten oder bei den Einkäufen, die sie machte.

Als sie zurückkam, hatte sie zwei Franken in der Tasche, aber sie konnte den kleinen Apotheker, der sorgfältig gekleidet hinter dem Pfeiler des väterlichen Ladens zwischen einem roten Pokal und einer Flasche stand, kaum wiedererkennen.

Bewegt und hingerissen durch diesen Glanz des gefärbten Wassers, dieser Apotheose leuchtender Krystalle, liebte sie ihn nur noch mehr.

Sie bewahrte sein unauslöschliches Bild in ihrem Herzen, und als sie ihn im folgenden Jahre hinter der Schule traf, während er mit seinen Kameraden Ball spielte, warf sie sich auf ihn, ergriff ihn mit ihren Armen und küßte ihn so leidenschaftlich, daß er vor Angst anfing laut zu heulen. Dann, um ihn zu beruhigen, gab sie ihm ihr Geld, drei Franken zwanzig Sous, einen wahren Schatz, den er mit großen Augen anglozte.

Er nahm ihn und ließ sich liebkosen, so viel es ihr gefiel.

Noch vier Jahre lang bewahrte sie alle ihre Ersparnisse, die sie mit der Absicht gestohlen hatte, sie gegen Küsse, die er ihr gestatten würde, einzutauschen. Einmal waren es dreißig Sous, einmal zwei Franken, ein andermal zwölf Sous

(sie weinte vor Kummer und Demütigung, es war ein schlechtes Jahr gewesen), und das letzte Mal hatte sie fünf Franken, eine große runde Summe, über die sie zufrieden lachte.

Sie dachte nur noch an ihn, und er erwartete mit einer gewissen Ungeduld ihre Wiederkehr, lief ihr entgegen, wenn er sie sah, worüber das Herz des Mädchens aufjauchzte.

Aber dann verschwand er. Man hatte ihn ins Kolleg geschickt. Sie wußte es, denn sie hatte sorgfältig herumgefragt. Mit grenzenloser Schläue hatte sie ihre Eltern dazu bewogen, ihren Weg zu ändern, und sobald es die Zeit gestattete, gelang es ihr, sie hierher zu locken. Und doch glückte es ihr erst nach einem Jahre. Sie hatte ihn also zwei Jahre nicht gesehen, und sie erkannte ihn kaum wieder, so verändert hatte er sich. Er war groß und schön geworden und sah stattlich aus in seinem Gewande mit Goldknöpfen. Er tat, als sähe er sie nicht und ging stolz an ihr vorbei.

Zwei Tage weinte sie darüber; und seit jener Zeit litt sie grenzenlos.

In jedem Jahre kam sie wieder und lief ihm nach, doch wagte sie nicht ihn zu grüßen, und er würdigte sie nicht einmal eines Blickes. Sie liebte ihn leidenschaftlich. Mir sagte sie: „Das ist der einzige Mensch, Herr Doktor, den ich auf der Erde gesehen habe; ich weiß nicht, ob die andern überhaupt existieren“.

Ihre Eltern starben. Sie setzte ihr Handwerk fort, nur nahm sie jetzt zwei Hunde statt des einen, zwei Bestien, die niemand gewagt hätte zu reizen.

Eines Tages, als sie wieder in dies Dorf gekommen war, an dem ihr Herz hing, bemerkte sie ein junges Weib, das mit Chouquet am Arme, wie mit einem Geliebten, aus dem Laden kam. Es war seine Frau. Er hatte vor kurzem geheiratet.

Am selben Abend stürzte sie sich in den Teich, der sich auf dem Rathausplatz befindet. Ein Trunkener, der sich verspätet hatte, holte sie heraus und stürzte in die Apotheke. Der junge Chouquet kam im Schlafrock herunter, um sie zu pflegen und erkannte sie scheinbar nicht wieder. Er entkleidete sie, rieb sie ein und sagte dann mit weicher Stimme: „Sie sind wohl verrückt! Man macht doch nicht solche Dummheiten!“

Das genügte, um sie zu kurieren. Sie hatte ihn ja gesprochen! Und darüber war sie lange Zeit glücklich.

Er wollte für seine Mühe nichts nehmen, obwohl sie in ihn drang, ihn bezahlen zu dürfen.

Und so ging ihr ganzes Leben hin. Sie flocht Stühle und dachte an Chouquet. Jedes Jahr sah sie ihn hinter seinen Scheiben. Sie nahm die Gewohnheit an, bei ihm alle Medikamente vorrätig zu kaufen. Auf diese Weise konnte sie ihn in der Nähe sehen, sprach ihn und gab ihm noch Geld.

Schon anfangs habe ich Ihnen mitgeteilt, daß sie in diesem Frühling starb.

Nachdem sie mir ihre ganze traurige Geschichte erzählt hatte, bat sie mich, ihm mitzuteilen, daß sie ihm geduldig alle ihre Einkünfte geopfert hätte, denn nur

für ihn hätte sie gearbeitet, nur für ihn gespart, lediglich um der Gewissheit willen, daß er doch wenigstens einmal an sie denken würde, wenn sie tot wäre.

Dabei übergab sie mir 2327 Franken. Als sie den letzten Atemzug getan hatte, ließ ich dem Priester die 27 Franken für die Beerdigungskosten und steckte den Rest zu mir.

Am nächsten Morgen begab ich mich zu Chouquet. Man saß gerade beim Frühstück, lud mich ein, Platz zu nehmen und bot mir einen Ciför an, den ich auch trank. Ich begann mit bewegter Stimme von der Sache zu reden, überzeugt, daß sie darüber weinen würden.

Sobald Chouquet begriffen hatte, daß er von dieser „Vagabundin“, dieser Stuhlflechterin, dieser „Laus“ geliebt worden war, schäumte er über vor Wut, als ob sie ihm seine Ehre geraubt hätte. Gerade als ob damit die Achtung der anständigen Leute, sein guter Ruf, irgend etwas Herrliches, das ihm teurer war als sein Leben, verloren wäre.

Seine Frau, welche ebenso aufgebracht war, rief immer zu: „Diese Bettlerin! Diese Bettlerin! . . .“ und konnte gar kein anderes Wort finden.

Chouquet hatte sich erhoben und ging, die Zipfelmütze auf dem Ohr, mit großen Schritten hinter dem Tisch auf und ab. Er murmelte: „Ist es zu begreifen, Doktor? daß solche schreckliche Dinge einem anständigen Menschen passieren können! Was ist da zu tun! Wenn ich das früher gewußt hätte, ich hätte sie von der Polizei festnehmen und gefangen setzen lassen. Und ich versichere Ihnen, sie wäre nicht mehr freigekommen.“

Ich war ganz bestürzt über den Ausgang meines guten Werkes. Ich wußte nicht, was ich sagen oder tun sollte. Allein ich mußte meinen Auftrag erledigen. Ich antwortete also: „Sie hat mich beauftragt, Ihnen Ihre Ersparnisse zuzustellen, welche 2300 Franken betragen. Da, wie ich sehe, Ihnen die Angelegenheit unangenehm zu sein scheint, so wäre es vielleicht das beste, das Geld den Armen zu geben.“ Starr vor Schrecken blickten sie mich beide an.

Ich nahm das Geld aus meiner Tasche, schmutziges Geld aus allen Landesgegenden, Gold und Kupfer, alles durcheinander. Dann sagte ich: „Wie entscheiden sie sich?“

Frau Chouquet sprach zuerst: „Aber wenn es doch nun ihr letzter Wille war — ich glaube, es ist nicht so einfach, es abzuschlagen.“

Der Mann, der etwas verwirrt war, sagte: „Wir könnten dafür immerhin etwas für unsere Kinder kaufen.“

Ich bemerkte trocken: „Wie Sie wünschen.“

Er erwiederte: „Geben Sie es immer, da man Sie damit beauftragt hat; wir werden leicht ein Mittel finden, ein gutes Werk zu stiften.“

Ich übergab das Geld, grüßte und ging von dannen.

Am andern Morgen traf mich Chouquet und schrie mich an: „Aber sie hat doch auch ihren Wagen hinterlassen, die . . . dies Weib da. Was haben Sie denn mit dem gemacht?“

„Nichts, Sie können ihn haben, wenn Sie ihn wünschen.“

„Gewiß, er gehört mir, und ich werde ein Verdeck für meinen Gemüsegarten daraus herstellen.“

Damit ging er von dannen. Ich rief ihm noch nach: „Sie hat mir noch ihr altes Pferd und zwei Hunde hinterlassen. Wünschen Sie die auch?“ Er blieb etwas verdutzt stehen: „O nein, was sollte ich damit wohl anfangen? Verfügen Sie darüber nach Belieben!“ Dabei lachte er, dann ergriff er mich bei der Hand und drückte sie. „Wie meinen Sie? Arzt und Apotheker derselben Gegend werden doch nicht Feinde sein?“

Ich habe die Hunde zu mir in Obhut genommen. Der Priester, der sehr großmütig ist, hat das Pferd übernommen, und der Wagen dient den Chouquets als Verdeck. Mit dem Gelde hat er fünf Eisenbahnbölligationen gekauft.

Dies ist das einzige Beispiel tiefer Liebe, das ich in meinem Leben kennen gelernt habe.“ Der Arzt schwieg.

Die Marquise, die Tränen in den Augen hatte, seufzte: „Wirklich, nur die Frauen verstehen wahrhaft zu lieben.“

Nach Palermo.

Mit acht Abbildungen nach photographischen Aufnahmen.

„Addio, mia bella Napoli!“ — Wie oft habe ich die wehmütigen Klänge dieses Volksliedes im letzten Sommer gehört und selbst nachgesungen! Und doch erst jetzt, beim eigenen Abschied, glaube ich es wirklich: „Addio, ti lasciar c'è morir!“ Ein Stück seines Herzens läßt man an diesem blauen Golf zurück, und so ist der Abschied auch ein Stück Tod. Das liebliche Baja, das feierlich ernste Capri mit seinen schroffen Profilen, die üppige Fruchtebene von Sorrent, die weißschimmernden Häuserfischeln von Amalfi und Salerno mit ihren ragenden Kastellen, die feingeschwungenen Sandbuchten von Maiori und Minori mit den hängenden Orangengärten darüber, die weihevolle Stille der Dorischen Tempelruinen von Paestum mit dem kreisenden Fluge der Raben, das Wunder des wieder auferstandenen Pompeji mit seinen Tempeln und Gerichtshallen, seinen Märkten und Häusern, Theatern und Bäderanlagen — dies und alle anderen Schönheiten der Golfe von Neapel und Salerno treten doch vor dem einzigen Blicke von der Terasse des Bertolinischen Palasthotels zurück. Die Größe dieser Landschaft liegt nicht in der Meerbläue und den schimmernden Segeln, nicht in dem bunten Aufbau des Häusergewirrs, noch überhaupt in den Farben und Affekten, sondern im Stil ihrer Linien. Mit welch majestätischer Großzügigkeit entsteigt dem Meer die Feueresse des Vesuv, mit den goldigen Wölkchen darüber! Und vor diesem Hintergrunde, wie edel geschweift ist die Quailinie der Neustadt, die bereits in eine weitausholende Licherfette übergeht und in den stumpfen Schatten des Castell del Novo aus-